

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Brennen tut's freilich nit, Herr von Grund, aber das Wasser kömmt uns über'n Hals.“

„Das Wasser?“

„Ja — es ist über Nacht eingebrochen, alle Baue auf der elsten Sole stehen uns voll, schon kniehoch.“

„Was denn?“ Henner von Grund warf Messer und Gabel hin. „Aber wo kommt denn das her — mit einemmal?“

„Vom Nachbarfeld her kömmt's.“

„Von drüben? Ah — nun versteh' ich. Diese gottverdammten Schufte!“

Der rotbärtige Steiger nickte. In verbissenem Grimm, daß er einen Gegner gefunden, der es mit ihm aufnahm, ja ihm vielleicht sogar noch über war.

Henner von Grund fuhr auf.

„Da können wir aber doch nicht ruhig zusehen! Haben Sie denn nicht gleich —?“

„Gewiß, seit früh sieben sind wir schon am Pumpen, aber wir können das Wasser nit bewältigen mit unserer alten Maschine. Das rennt ja nur immer so. Ich muß meine Leute bald herausholen, wegen der Gefahr.“

„Verdammt nicht noch mal!“ Der Gutsherr schmetterte mit der Faust auf den Tisch, daß alle Schüsseln und Teller erklickten, und nun sprang er empor. Seine schweren Jagdstiefel stapften eilends zum Fenster. Laut dröhnte seine Stimme über den Hof.

„Kallmann — anspannen. Aber Galopp!“

Und nun lehnte er sich wieder dem Steiger zu.

„Ich fahre sofort aufs Bergrevier!“

Hannschmidt nickte zustimmend.

„Ja, Eile tut not.“

Ein paar Minuten später rasselte der Jagdwagen schon vom Hof und stob davon, auf der Straße nach Siegen, und es war noch nicht Mittag, da hielt er schon wieder im Ort droben vor Zeche „Christiansglück“. Henner von Grund in Begleitung des Bergrats trat bei Bertsch ins Bureau ein. Langsam erhob sich dieser, verneigte sich vor dem grüßenden Revierbeamten und sah den Repräsentanten des Erbstillens an, der steif und störrisch vor ihm stand.

„Nun, was verschafft mir die Ehre?“

Der leise Spott stachelte Henner von Grund auf.

„Das werden Sie selber wohl am besten wissen,“ schrie er ihn an. „Glauben Sie, Sie können Schindluder mit uns spielen, Herr?“

„Wenn hier in der Tat von solch einem Spiele die Rede sein dürfte, so hätten Sie damit angefangen, Herr von Grund. Sie wollen das doch nicht vergessen.“

„Meine Herren, so kommen wir ja nicht weiter,“ vermittelte der Bergrat und wandte sich dann an Bertsch. „Also, Herr Bertsch, es handelt sich um eine Beschwerde des Repräsentanten vom Erbstillen hier. Wie Herr von Grund behauptet, sollen ihm durch Ihr Verschulden Wasser in sein Grubenfeld einbrechen, und zwar in einem solchen Umfange, daß der ganze Betrieb dadurch bedroht wird.“

„Das bedaure ich außerordentlich,“ der unverkennbare Spott ließ Henner von Grund eine Röte auf die Stirn schießen, „aber ich werde an dieser Tatsache leider nichts ändern können.“

„Die Gegenpartei mutmaßt, ja behauptet, es läge eine schändliche Absicht Ihrerseits vor und dringt auf Beseitigung der Maßnahmen, die zu diesem Wassereinbruch geführt haben.“

„Was die Gegenpartei mutmaßt, ist mir vollkommen gleichgültig. Die betreffenden Maßnahmen aber waren im Interesse meiner eigenen Grube geboten. Ich habe daher nicht die mindeste Veranlassung, sie aufzuheben.“

„Herr Bertsch, ich möchte Ihnen doch nahelegen. Wie gesagt — so kommen wir doch nicht vom Fleck!“

„Herr Bergrat, noch einmal — ich bedaure!“

„Ja, dann, meine Herren,“ und der Revierbeamte hob seine Stimme, „bleibt mir nichts weiter übrig, als die Anordnung zu treffen, daß Sie beiderseits bis zum Austrage der Sache den Betrieb an ihrer Markscheide, innerhalb zehn Meter von der Grenze, einzustellen haben.“

„Damit“ Bertsch verneigte sich mit überlegenem Lächeln zu dem Beamten hin, „bin ich ganz einverstanden.“

„Aber ich nicht!“ schrie Henner von Grund. „Was nußt mir das? Inzwischen läuft das Wasser immer lustig weiter und ersäuft mir die ganze Grube.“

„So prozessieren Sie doch!“

Sarkastisch gab Bertsch jetzt dem andern das Wort zurück, das ihm jener damals boshaft zugerufen. Die Schwollen dem Gutsherrn die Aern an der Schläfe an.

„Herr, wir sprechen uns noch!“

Und er drohte zu Bertsch hin. Aber der lächelte nur schweigend im Gefühl seiner Ueberlegenheit.

Der Bergrat, froh, daß er die leidige Geschichte auf diese Weise für sich erledigt, sah von einem zum andern.

„Ja, meine Herren — dann gäbe es hier wohl einsteilen nichts weiter zu tun. — Glückauf!“

Und er zog den Hut.

Ohne Gruß, in tosendem Grimm, folgte ihm Henner von Grund.

*

Es kam, wie Gerhard Bertsch es berechnet und die Gegner befürchtet hatten: Die Wasserader, die mit dem Grundwasserstrom in Verbindung stand, erwies sich als rein uner schöplich, und die ihr entquellenden Fluten taten ihr Werk im Erbstillen. Ohnmächtig blieben alle Anstrengungen Hannschmidts und seiner Leute, ihrer Herr zu werden. Daß rann und strömte Tag und Nacht, füllte die Streden und

Abbaue und brachte sie vielfach zu Bruch. Immer weiter mußte man zurückweichen vor dem andringenden Wasser. Es trieb die Menschen schließlich aus der Grube ganz heraus — die Arbeit mußte eingestellt werden auf dem Erbstollen.

Es war eine Angelegenheit, die bald nicht nur den Ort, nein, den ganzen Rauhen Grund in Mitleidenschaft zog und in Aufregung versetzte. Überall waren ja ein paar Familien davon betroffen, wo die Männer nun notgedrungen feiern mußten. Der ausfallende Lohn fehlte da bald im Haus, wie in seinem weiteren Umlaufgebiet: Krämer, Schlächter, Väter und Gewerbetreibende klagten.

Da erhob sich ein Murren, und eine Erbitterung wuchs heran gegen den Urheber dieser Sorgen — Gerhard Vertsch, den „Amerikaner“, wie sie ihn alle hier nannten im Land. Und trieb er's nicht auch recht wie so einer von da drüben? Kalt und rücksichtslos schritt er über andere hinweg. Was fragte er nach Hunger und Not!

Freilich hatten die von der gegnerischen Partei es nicht an Schritten fehlen lassen. Sie hatten sich an das Oberbergamt gewandt. Dies aber hatte die Anordnung des Revierbeamten für richtig befunden und sah sich im übrigen außerstande, hier einzugreifen. Damit war die Sache auf den Gerichtsweg verwiesen. Doch der konnte Jahre, unter Umständen lange Jahre in Anspruch nehmen, bis zum endgültigen Entscheid. Bis dahin würde aber der Erbstollen völliger Verwüstung und dem wirtschaftlichen Zusammenbruch verfallen sein.

So gingen nicht nur die arbeitslosen Bergleute, sondern auch die Gewerken des Erbstollens mit ernsten Gesichtern umher. Bis auf Henner von Grund und Hannes Neusch waren es ja meist kleinere Besitzer, die die Laxe in Händen hatten. Hier wurde eine Vermögensschädigung und der Fortfall der gewohnten Dividende schmerzlich empfunden.

Aber auch dem Hannes Neusch kamen allerlei Gedanken. War es klug, die Sache so auf die Spitze zu treiben? Man riskierte alles und gewann, selbst wenn es wirklich gut ging, nicht allzuviel. Dagegen boten sich, wenn man gescheit war und seinen Vorteil wahrnahm in diesem kritischen Zeitpunkt, vielleicht große Ausichten — gerade ihm persönlich. Und der Hannes Neusch ward sehr nachdenklich. Denn er war ein kluger Mann gewesen, Zeit seines Lebens.

Auch Magri hörte in diesen Wochen von Vater und Bruder, wenn sie im Familienzimmer vertraulich sprachen, mancherlei. Aber sie achtete nur wenig darauf. Für Geschäfte hatte sie kein Interesse. Darauf verstand sich der Vater ja wie nur einer. Was sie von dem allen anging, das war etwas anderes. Nur wenn Gerhard Vertschs Name genannt wurde, dann horchte sie auf und lauschte. Mit einem seltsamen Doppelgefühl.

Blieb er Sieger in diesem Kampf der beiden Gruben, dann hatte er offenbar eine große, sehr große Zukunft und wurde der erste Mann hier im Lande. Der Frau, die er einmal in sein Haus führen würde, bot sich eine glänzende Aussicht.

Aber es war nicht das allein. Wenn sie so die geheime Furcht der beiden Männer herausfühlte vor Vertschs Ueberlegenheit, dann stieg es leise in ihr auf. Ein eigenes Gefühl, das sie wohlgt überrieselte. Wie damals bei dem Gedanken, daß seine Hand sie berührte mit herrlich forderndem Griff.

Selten nur bekam sie ihn in dieser Zeit zu sehen. Seine Arbeit nahm ihn offenbar ganz in Anspruch. Das machte sie bisweilen ungeduldig. Hatte er denn niemals Zeit übrig für anderes? War das erwachende Interesse für sie etwa wieder vorübergegangen bei ihm?

Vergebens suchte ihr Auge mit dunkeln Fragen in seinen Zügen, wenn er ihr einmal im Hause begegnete. Immer nur ein kühler Gruß, ein Blick, flüchtig und fremd, als wäre jene Stunde neulich nie gewesen.

Da zeigte auch Marga Neusch ihm ihre Prinzessinnenmiene. Kaum, daß sich ihr Kopf überhaupt zum Gegenruß neigte. Doch ihr das Stolz begehrte im Innern leidenschaftlich auf. Sollte ihr das geschehen, daß nur die Laune einer müßigen Stunde ein Spiel mit ihr getrieben?

Ganz blaß wurde das schöne Mädchen bei diesem Gedanken. Alles an ihr zitterte. Aber nur der Sturm eines Augenblicks war's; eines unbedachten Augenblicks, wo sie der klaren Blick ihrer Klugheit verließ. Schnell lehrte ihr die wieder zurück und sagte ihr: sie mußte ihm Ruhe lassen. Er stand ja mitten im Entscheidungskampfe. Da schwieg alles andere in ihm. Das war so Mannesart. Aber

dann, nachher! Wenn ihm alle Sinne noch sieberten vom Kampfrausch und doch schon die lachende Sorglosigkeit des Siegers ihn einflulte — dann würde ihre Stunde kommen. Die Stunde, wo der Starke, indem er die zarte Beute spielend an sich zu reißen wähnte, sich selber die Fesseln überstreifen ließ — leise, leise.

*

In diesen Tagen, wo die Spannung einer Entscheidung lastend in der Luft lag, sah man Pfarrer Burgmann oft im Adligen Hause. Der streitbare Gottesmann war nicht ganz frei von einem gewissen Schuldgefühl. Hatte er doch den Kampf heraufbeschworen, der den Seinen nun diese Wunden schlug. Und endlich rang er sich einen Entschluß ab. Trotz Henner von Grund's störrischem Einspruch erschien er eines Tages droben auf Zech's „Christiansglück“. Der Gang war dem knorrigen Alten wahrlich nicht leicht, und tief hingen ihm die Brauen über die finster blickenden Augen, als er ins feindliche Lager kam. Widerwärtig zwang er sich nun das erste Wort ab.

„Sie werden sich wundern, mich hier zu sehen.“

„Im Gegenteil — ich habe Sie erwartet. Sie oder irgend sonst jemanden von Ihrer Seite.“

Mit überlegener Ruhe gab Vertsch es zurück. Da schoß es heiß unter den weißen Brauenbüscheln hervor.

„Sind Sie Ihres Sieges schon so sicher?“

„Meine Zeit ist zu wertvoll für Wortklaubereien — also, was wünschen Sie?“

Burgmann ballte sich ingrimmig die Fäuste; aber es mußte sein. So sprach er denn nun:

„Ich komme, um Ihnen ins Gewissen zu reden. Wollen Sie wirklich die Folgen dieses Kampfes verantworten, der so viel Not über unser Tal bringt?“

„Die Frage, Herr Pfarrer, sollten sich lieber die vorlegen, die diesen Kampf vom Zaune gebrochen haben.“

Das frischfarbige Gesicht färbte sich noch tiefer.

„Sie sind in unseren Frieden eingebrochen und bedrohen dies Land mit verderblicher Neuerung — war's da nicht unsere Pflicht, Ihnen entgegenzutreten?“

„Nun ich wirklich als Verderber? Nicht vielleicht als ein Helfer?“ Hell leuchtete es aus Vertsch's grauen Augen. Doch dann machte er eine Bewegung mit der Hand. „Was soll das alles? Nun die Sache einmal so weit ist, ist ja doch nichts mehr daran zu ändern.“

„Sie wollen also wirklich ruhig mit ansehen, daß so viel Familienväter brotlos sind durch Sie und Not leiden mit ihren unschuldigen Frauen und Kindern?“

„Das brauchen sie ja nicht. Mögen sie doch zu uns kommen! Ich habe Arbeit genug für sie.“

Ein heftiges Kopfschütteln.

„Sie kennen doch unsere Leute. Ehe sie sich dazu entschließen —“

„Ja, weil sie verhezt sind, durch Sie, Herr Pfarrer! Sie haben mich ja bei den Leuten hier förmlich in Acht und Bann getan, mich als ihren Todfeind hingestellt. Nun natürlich —“ er zuckte die Achseln. „Aber ist das meine Schuld?“

Durchdringend sah Vertsch den Pfarrer an, dessen Haltung unsicher wurde, und dann sagte er mit Nachdruck:

„Übrigens — der Erbstollen hat es doch ganz in der Hand, den Leuten zu helfen.“

Ein erstaunt fragender Blick.

„Nun ja — er braucht sich nur mit mir zu vergleichen, und alles hört von selber auf.“

Burgmann antwortete nicht gleich. Starr blickte er vor sich hin. Nun aber zwang er sich noch die Frage ab:

„Und Ihre Bedingungen?“

„Der Erbstollen verzichtet auf seine vermeintlichen Rechtsansprüche auf unsern Eingang und ersetzt uns allen bisher durch sein Verhalten entstandenen Schaden.“

Der alte Pfarrer zog finster die Stirn zusammen. Dann aber erklärte er:

„Ich bin nicht befugt, Ihnen hierauf eine Erklärung abzugeben, doch werde ich Ihre Forderung Herrn von Grund unterbreiten.“

„Dun Sie das, aber fügen Sie auch hinzu — er möchte sich beeilen mit seinem Entschluß. Ich könnte sonst noch ganz andere Bedingungen stellen. Sie müssen den Frieden haben — ich kann's aushalten.“

In Burgmann zuckte es auf, doch er bezwang sich und richtete sich empor zu einer würdigen Haltung.

„Ueberspannen Sie den Bogen nicht, Herr Bertsch. Ich warne Sie!“

Berhard Bertsch hob nur gelassen die Hand. Aber wie nun der Pfarrer gegangen war, trat doch ein schwerer Ernst auf seine Züge.

(Fortsetzung folgt.)

Emanuel Geibel.

(Zu seinem 100. Geburtstag, 17. Oktober.)

Von Peter Hamecher.

„Im Weinmonde des Jahres, da man achtzehnhundert und fünfzehn schrieb, und des Leipziger Stags Feiertag zum andern beging, in der Mitternacht vom 17. zum 18. Oktober, wurde dem Pfarrer der reformierten Gemeinde zu Lübeck, Geibel, ein Sohn geboren, dem der Vater den Namen Emanuel gab. Jener Gedanktag sieht wie ein Sinnbild an Geibels Wiege. Es ist, als ob der Geist jener Stunde ihn gesegnet und ihn geweiht hätte zu jenem hehren Amte, das seinen Namen durch alle deutschen Zeiten unvergänglich macht. Der Herrscher des Reiches zu werden, war Geibels Beruf. Er war ausserordentlich, den deutschen Geist, der bei Leipzig Lat geworden, in unvergänglichen Liedern wach zu halten bis zur Stunde glorreicher Erfüllung und ihn weiterzugeben an die Zukunft. Wenn eines Dichters Name mit Deutschlands Werden im letzten Jahrhundert unzertrennlich verknüpft ist, so ist es der seinige. Er war der lyrische Bannerträger des Gedankens, der durch sechs Jahrzehnte die besten Herzen erfüllte, bis er bei Sedan Wirklichkeit wurde. Wie ein Prophet steht er vor seinem Volke, wie ein Herr, und selbst in den Tagen der Verzweiflung und Mutlosigkeit läßt er nicht von seinem Glauben.“

In seiner politischen Lyrik liegt für uns heutige die Bedeutung Geibels. Das Wort, das er beim Tode Napoleons schrieb, faßt zusammen, was er selber für uns ist: „Das ist an uns sein groß Vermächtnis, so treu und deutsch zu sein wie er.“ Das Vaterland, der Gedanke des Reiches, war Geibels stärkstes Erlebnis, und hier, einzig hier wurde sein Dichtertum so groß, daß es noch heute als Flamme und Schwert vor uns steht. Hier wuchs der „Vadtschdichter“, dessen gepflegte Anthologienpoesie dem Geschlecht von heute nur wenig sagt, über sich empor zu einer Männlichkeit, die seiner Gestalt eine ehrene Dauer und zündende Kraft gibt. Zu einer Männlichkeit, die seinem Wesen sonst allzu fremd ist.

Man hat Geibel den Vadtschdichter genannt. Dies Urteil ist freilich ungerecht. Halten läßt es sich nur, wenn man sein erstes Gedichtbuch in Betracht zieht, mit seiner süßlichen Empfindsamkeit. Aber er hat die Versübungen, die ihm freilich den größten äußeren Erfolg eintrugen, später selbst hart verurteilt und bitter darüber geklagt, daß durch sie ein Wesensbild von ihm festgelegt worden sei, an dem alle Fortschritte an Kraft und Können nichts zu ändern vermocht. In der Tat hat Geibel in seinem späteren Schaffen jene Töne seiner Jugend überwunden und durch vollere und fräftigere ersetzt. Seine ersten Verse waren zu schön, zu harmonisch, zu temporiert, zu erlebnisarm. Es fehlte die Mut eines wahrhaften Ergriffenseins, und alles Persönliche, alles wirklich Erlebnishafte war wie ausgewischt, allzusehr ins Allgemeine emporgeläutert. Seine Gedichte sind vollendete und bis ins Feinste ausgefüllte Kunstgebilde; aber keine Kunst im großen Sinne. Er ist Artist, bewußter Kunstschöpfer, der einem klassizistischen Schönheitsideal nachstrebt; gewissermaßen eine letzte Zusammendrängung alles dessen, was die Epochen vor ihm an ästhetischen Werken geschaffen. Aber es fehlt, wie er im „Bildhauer des Hadrian“ sagt, „der große Puls“. Welch ein Dichter Geibel aber war, wenn das echte Erlebnis in ihm drängte, zeigt seine politische Lyrik. Nur in seiner persönlichen Lyrik sucht man diese Töne vergebens.

Wenn Geibel zu bewundern ist, so ist er's wesentlich als Formalist. Sein künstlerisches Ideal spricht er in den „Dichtern aus Griechenland“ aus:

„Nach dem beschwerlichsten Stoff noch abzugewinnen ein Vächeln Durch vollendete Form strebe der wahre Poet.
Kummer und Gram sein schön, vom erhabenen Rhythmus besänftigt,
Selber der Bruch Angstsdrei werde dem Ohr zur Musik.
Und der verschrende Pfeil des Gespöchts, in die Woge der Ammut Sei er getaucht, langwollt werd' er vom Bogen geschmetzt.“

Solche Kunstanschauung ist uns ein wenig fremd geworden. Aber die Höhe der Vollendung, die Geibel im Formalen innehatte, kann und darf nicht verkannt werden. Geibel ist sozusagen für uns ein Sonntagsdichter. Er ist in der Form so vollendet, daß es kein Darüberhinaus gibt. Zugleich aber ist er: das Ende einer Dichterperiode. Er hat es selbst gewußt und auch ausgesprochen: „Goethe stand als bahnbrechender Genius am Anfang einer glänzenden Epoche, in freier Ursprünglichkeit und die verschiedensten Tonarten lediglich aus eigener Fülle schöpfend; ich bin der letzte einer langen Reihe bedeutender Lyriker, der, wenn auch bei eigenartig gefärbter Individualität, doch nur die Töne seiner Vorgänger noch einmal in gediegenster und durchgebildetster Form zusammenfaßt. Zu unsern großen Meistern

verhalte ich mich nicht anders, wie etwa Mendelssohn zu Mozart und Beethoven und darf daher zufrieden sein, wenn mir gleich jenem nur dies und das gelungen ist, was auch neben und nach den Werken der Heroen ein unbefangenes Gemüt noch anzusprechen vermag.“

Das Unglück für den Dichter war das unerhörte Glück, das dem Menschen von Anfang an zuteil wurde. Das Leben Geibels verlief in schöner Harmonie, Kampf und Widerstand, an denen die Persönlichkeit sich zu reiben und zu entzünden pflegt, fehlen fast vollständig. 1834 verließ er als Primus das Gymnasium, und er ist immer „Primus“ geblieben. Er wurde geradezu vom Glück verfolgt. Dem jungen Studenten öffnet sich Chamisso's Mufenalmanach und bereitet ihm den Weg in die Desfentlichkeit, ihm gleichzeitig eine Verbindung mit den bedeutendsten Männern der Zeit schaffend. 1838 verschafft ihm Bettina Armin eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Botschafter in Athen, die zwar nicht durchaus angenehm war, ihm aber doch starke künstlerische und menschliche Bereicherung brachte. 1840 erschienen seine ersten Gedichte. Wenn sie auch anfangs wenig beachtet wurden, so machten sie doch, sobald sie sich durchgesetzt hatten, einen solchen Erfolgsweg wie wenige andere Gedichtwerke. Dem Heimgekehrten nahm dann eine Pension des Königs von Preußen die Sorge für die Zukunft ab, und seine Verbindungen ermöglichten ihm ein langes Wanderleben, das ihn durch ganz Deutschland führte. 1852 beriet ihn dann König Maximilian von Bayern nach München in jenen Künstlerkreis, durch den dieser Fürst seine Hauptstadt zu einem geistigen Zentrum Deutschlands machen wollte. Als Geibel dann 1868 durch ein Gedicht, das er zum Einzug König Wilhelms in Lübeck geschrieben, beim bayerischen Hofe Anstoß erregte und ein Bruch unvermeidlich war, erhöhte der König von Preußen seinen Ehrenlohn und ermöglichte ihm ein sorgenloses Alter bis zu seinem Tode, am 6. April 1884.

In Geibels Leben ist alles Erfüllung und Gleichklang. Das von ewig lächelnder Sonne beschienene Wohlkautern seiner Poesie konnte in solchem Dasein sich in harmonischer Schönheit ausbreiten, deren Spiegel ungetrübt blieb. Diese vollkommene Vollendung ist es, die man auf jeden Fall in ihrer Art bewundern muß.

Gerade da Geibel selbst keine besonders großen Erlebnisse aufzuweisen hatte, ist umso mehr zu bewundern, wie er die Bedeutsamkeit der Zeit in sich aufnahm, und wie er am Erlaben seines Volkes sich sichtlich zur Größe steigerte. Die Lieder, die Geibel in Deutschlands ernsten und heiteren Stunden sang, werden leben, solange ein deutsches Herz schlägt.

Zur Geschichte der Butter.

Wir sind gar keine starken Butteresser, wie man vielleicht glauben sollte, wenn man täglich darüber klagend hört, daß die Butterpreise in die Höhe gehen und damit dem Volke ein unentbehrliches Nahrungsmittel verlagert wird. Nach sachmännischer Schätzung ist der Verbrauch in Deutschland auf 18 Gramm für den Kopf und Tag berechnet, was 13½ Pfund im Jahr, also etwas über ein Pfund im Monat ausmachen würde. Die Tatsache mag richtig sein, man muß aber im Zusammenhang damit den Verbrauch an anderen Speisefetten, Margarine und Schweinschmalz, berechnen und bedenken, daß diese beiden nicht mehr wie vor dem Kriege zu den billigen Nährstoffen gehören, ja überhaupt nur noch schwer zu haben sind. Nun die erfreuliche Aussicht, daß aus dieser Zeit gewonnen werden kann und vielleicht binnen kurzem dieser Prozeß in größtem Maßstab ausgeführt werden wird, darf uns hoffen lassen, daß die augenblickliche Knappheit an Speisefett schnell behoben ist. Seit wann die Naturbutter zu den menschlichen Nahrungsmitteln gehört, ist sehr schwer festzustellen. Unsere ältesten Literaturdenkmäler berichten nichts darüber. Selbst Homer, in dessen Umwelt die Viehzucht eine so große Rolle spielt, weiß nur von Käse und immer wieder Käse zu erzählen. Käse und Brot und saftiges fettes Fleisch vertilgen seine Helden genug; aber niemand denkt ans Buttern. Gelehrte wollen wissen, daß auch die Römer noch nicht gebuttert haben, und daß diese Kunst erst von ihnen in Germanien gelernt sei. Aber auch hier gibt die Literatur keinen Anhalt. Tacitus erwähnt wohl das Bier und die Wildbraten der alten Deutschen, aber von Butter weiß er auch nichts.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters muß es mit der Butter noch schwach bestellt gewesen sein, denn nichts wird zu ihrem Ruhme verkündet. Nur läßt sich mit Bestimmtheit voraussetzen, daß sie zahlreiche Liebhaber hinter den Klostermauern gefunden hat. Nichtsdestoweniger haben die geistlichen Herren auch in ihren inhaltsreichen Hostianten die Butter nicht erwähnt. Bezeichnend ist auch, daß in den mittelalterlichen Städten unter den Namen der Plätze zunächst der „Mildmarkt“ und erst später der „Buttermarkt“ auftaucht; nicht minder, daß in den Rechnungen für die großen Gastereien, die der Rat zu Nürnberg während des Karnevals 1496 dem Markgrafen Friedrich von Ansbach und anderen Fürstlichkeiten gab, die Ausgabe für Butter fehlt, obwohl alle gelieferten Nahrungs- und Genussmittel genau spezifiziert sind, darunter auch 1002 Pfund Schmalz, das Pfund zu acht Pfennig. Möglicherweise, daß ein Teil dieses Schmalzes mit Butter identisch ist, denn in spätmittelalterlichen Polizeiverordnungen ist öfter von „Mildschmalz“ die Rede. Später, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, spricht der edle Hans von Schwel-

nichen von „Butterschmalz“. Sein Bericht über die Hochzeit des böhmischen Edelmannes Wilhelm von Rosenberg zählt wahre Chimborasso aller möglichen Freßsalz auf; an Butterschmalz allein wurden 117 Zentner verbraucht.

In den ältesten gedruckten Kochbüchern findet sich die Butter vereinzelt angeführt. Seit dem 17. Jahrhundert, wo sie auch schon in Gedichten vorkommt, hat sie dann im feineren Haushalt mehr und mehr Aufnahme gefunden. An Stelle der Morgensuppe tritt schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Gebäck und Butter. Das trockene Brot wickelt mit dem wachsenden Wohlstand dem Butterbrot. Seitdem ist die Butterbemme in der deutschen Familie ein lieber Hausgenosse geblieben, und nichts nutzt uns in Goethes Werk so deutsch und so vertraut an, wie die Szenen im „Werther“, da Lotte ihren Geschwistern die Butterbrote zur Abendmahlzeit austreift.

Vermischtes.

* Nicht Krupp, sondern Ducroquet. Daß die Firma Krupp die Unverwundbarkeit besitzt, ganz ausgezeichnete Geschütze herzustellen, läßt dem Franzosen keine Ruhe, und so sind sie neuerdings auf die Entdeckung verfallen, daß die Essener Werke gar nicht dem alten Alfred Krupp, sondern einem genialen Franzosen namens Ducroquet die Grundlage ihres Erfolgs, den Erfolg der früher beim Geschützaus läßlichen Krone durch Stahl, verdanken. Dieser Ducroquet lebte in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Antken, er war ein glühender Patriot und sehnte sich danach, durch eine gewaltige kriegsterminische Erfindung die Niederlagen weit zu machen, die sein Vaterland 1813, 1814 und 1815 erlitten hatte. Während eines Aufenthaltes in Paris lernte er Krupp kennen, der sich damals nach London umfah, und er erzählte ihm von seinen Plänen. Krupp schien sich dafür zu interessieren und als die französischen Behörden den Erfinder abweisen, lud er ihn ein, nach Essen zu kommen und seine Erfindung gegen Erstattung der entstehenden Kosten in seiner Werkstatt zu vollenden. Ducroquet ging auf das Anerbieten ein und konnte Krupp eines schönen Tages wirklich anfechtigen, daß er nun die Stahlkanone vollendet habe, Krupp erwiderte ihm aber, mit echt deutscher Brutalität: Ich wollte Sie gerade rufen lassen: ich habe nämlich genug von Ihren närrischen Experimenten. Sie haben mir 130 000 Franken zur Bestreitung der Kosten bereits übergeben, nun schulden Sie mir noch 5000 Mark.* Der unglückliche Franzose machte einen Prozeß gegen Krupp anhängig, verlor ihn aber und starb 1847 in tiefster Armut. Krupp bot aber noch im selben Jahre der preussischen und der französischen Regierung Modelle von Stahlgeschützen an, die er nunmehr herzustellen in der Lage war, weil die Arbeiter, die er Ducroquet zur Verfügung gestellt hatte, dem Franzosen bei der Arbeit sein Geheimnis abgeben hatte. Soweit der „Matin“. Also: Krupp ist entlarvt. Wir erwarten, jetzt bald zu hören, daß Goethe von Notstand abgeschrieben hat.

* Die Winterruhe der Bienen. Häufig wird von einem Winterschlaf der Bienen gesprochen, doch ist das nicht richtig; denn sie verfallen nicht wie andere Tiere in einen Winterschlaf, sondern sie treten nur in eine Winterruhe ein. Wenn im Oktober die Tage kürzer werden, die Blumen abgeblüht sind, nachdem die Zeit der sonnenlosen Tage, der Nebel, des Regens und der Stürme gekommen sind und kurz nachdem in der Trohenschlacht die unruhigen Freßer getötet und hinausgetrieben worden sind, richten sich die Bienen zur Winterruhe ein. Die Königin in der Mitte, hängen sie sich, eine an der anderen, zu einer großen Traube an und erwarten so die Kälte des Winters. Wie alles im Bienenstaat gut eingerichtet ist, so auch die Art des Zusammenlebens während des Winters. Die Bienen, die außen an der Traube hängen, haben natürlich mehr Kälte auszuhalten als die, die ihren Platz im Innern haben. Damit nun die äußeren Kameraden nicht erstarrten und zugrunde gehen, dringen immer wieder neue, die erwärmt sind, aus dem Innern des Knäuels hervor, um für eine Zeit die äußeren und kälteren Plätze einzunehmen. Die Bienen nehmen auch im Winter Nahrung zu sich, aber nur ganz wenig. Jeder Bächler ist darauf bedacht, daß im Spätherbst und in den Wintermonaten in der Nähe der Bienenstöcke jedes laute Geräusch vermieden wird. Schon ein vom Wind bewegter Zweig, der an einen Bienenstock schlägt, kann die Ruhe im Bienenstock ernstlich stören, und das muß vermieden werden. Denn bei jedem Geräusch werden die Bienen aus ihrer Winterruhe aufgeschreckt; sie wressen dann mehr, als ihnen in dieser Zeit dienlich ist, und dadurch kann unter ihnen die Ruhe entfliehen.

Büchertisch.

— Hohenzollern-Burkalender 1916. Soeben erschien zum vierten Male der „Hohenzollern-Burkalender“ (Burgverlag G. m. b. H., Berlin-Grünwald) von dem als Burgen- und Städtebauer bekannten Architekten Professor Vodo Eshardt. Diese wertvolle Veröffentlichung nimmt unter den zahlreichen Kalenderdrucken einen ganz besonderen Platz ein. Von jedem lebenden Hohenzollern ist in den erschienenen vier Jahrgängen Name, Wappen und Geburtstag angegeben. Es ist damit eine

bisher in so billiger und doch künstlerischer Form völlig fehlende, zuverlässige Quelle für alle diejenigen geboten, welche die Wappen der Mitglieder unseres Kaiserhauses in irgendeiner Beziehung kennen lernen oder verwenden wollen. Der Kalender ist also ein wissenschaftlich zuverlässiges Vorlagewerk für die Hofämter, für Genealogen, Graveure und Kunstgewerbetler aller Art. Auf den 12 Monatsblättern des neuen Jahrgangs sind die Wappen von 17 Hohenzollern dargestellt, und zwar zunächst die der lebenden Mitglieder des fürstlichen Hauses Hohenzollern und das Wappen der inzwischen geborenen Prinzessin Alexandrine Irene, der Tochter des Kronprinzen. Damit ist die Reihe der lebenden Hohenzollern abgeschlossen. 7 weitere Blätter des Kalenders 1916 zeigen die Wappen verstorbenen Hohenzollern. 12 Monatsblätter zeigen ferner die Burgen: Dechingen, Pöbenfels, Paigerloch, Berg, Bülow, das Rurtor in Jülich, Rheinfels, Mors, Duedlinburg, Regenstein, Glay um 1600, endlich Königswinterhausen. Zu jedem Wappen ist eine zuverlässige Erklärung, zu jeder Burg ein kurzer geschichtlicher Abriss gegeben. Außerdem enthält der Kalender ein geräumiges Kalendarrum für Eintragungen, sowie für jeden Tag die vaterländischen Erinnerungen von 1870/71 und aus den gewaltigen Kriegsjahren 1914/15.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Die Teuerung der Lebensmittel und der Mangel an Fett, Eier u. a. zwingt zur Sparsamkeit. Darum ist es Sache der Hausfrau, mit dem Vorhandenen so sparsam als möglich umzugehen. Namentlich ist es notwendig, die Verwendung von Fett tunlichst einzuschränken. Es kann dies um so unbedenklicher empfohlen werden, als feststeht, daß ohne wesentliche Beeinträchtigung des Nährwertes und der Schmackhaftigkeit die bisher übliche Verwendung von Fett verringert werden kann, wie Hedwig Heyl und Geh. Regierungsrat Prof. Dr. R. Junz nachgewiesen haben. Der nachstehende Wochen-Küchensettel ist aus diesen Erwägungen heraus zusammengestellt worden.

Sonntag: Suppe von Maggi-Würfel, Kalbsbraten mit Kartoffeln und Salat.

Montag: Suppe von den Bratenknochen und Keilen, Makaroni mit Tomaten und etwas geriebenem Schweißkäse.

Dienstag: Fleischbrühe mit Kartoffelgrieb,*) Ochsenfleisch mit Kartoffeln und Meerrettich.

Mittwoch: Gemüsesuppe, Sago und Kefel.*

Donnerstag: Kabschian mit Kartoffeln und Senfaufl, Apfelmichel.*

Freitag: Fischsuppe,*) Krautrollen mit Kartoffeln in der Schale.

Samstag: Haserfloedenuppe, Heringskartoffeln.*)

Kochanweisungen.

Kartoffelgrieb: Kalte Kartoffelreste reiben und an der Luft trocknen.

Sago und Kefel: Man nimmt Sago an Stelle von Reis, kocht ihn in Milch mit etwas Salz und Zucker gar und gibt Apfelmichel hinzu, oder füllt beides lagenweise in eine Form.

Apfelmichel: 1 Suppenteller voll fein geschnittener Kefel, 1/2 Suppenteller voll eingeweichte Brotkruste, 1/2 Suppenteller voll geriebene Brötchen oder Brot, Zitronen, Korintzen, Zimmt, Nüssen, Zucker lagenweise in eine Form getan und mit einigen Flöckchen Rahmbutter belegt.

Fischsuppe: Die Abfälle von gekochtem Fisch (Käsegrat, Kopf, Schwanz usw.) werden mit Wasser, Suppengrün, Salz, Pfeffer, Zwiebel (wenn vorhanden auch Tomate und Zitronenschale), 1 Glas Apfelmichel, 1 kleinen Glas Salatöl und einem Guß Essig 1 1/2—2 Stunden gekocht. Dann die Brühe durchsieben und mit etwas Mehl, Milch und Eierjag verdicken. Man kann noch übrig gebliebenen Fisch in kleinen Stücken und geröstete Weckbröckchen hinein geben.

(Bei Heringskartoffeln kann man sehr gut an Stelle von Rahm Buttermilch verwenden.)

*) Siehe Kochanweisung.

Gleichklang-Rätsel.

Noch sind's nicht Worte, nur die ersten Töne
Des Kindes, daß es sich an's Wort gewöhne.
Den gleichen Namen hat auch einst getragen
Ein Sattenkiel in längst vergangnen Tagen.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königsbrunnenade in voriger Nummer:

Ein Menschenberg ist ein vom Himmel
Herabgekunnen lichter Stern,
D'rum küßt das Herz ein freies Sehnen
Nach einer Heimat, die ihm fern.

Rittershaus.